

(2. Fortsetzung.)

„Ich auch nicht“, polterte der Hauptmann raus, dann fuhr er fort: „Ich möchte nur wissen, wo der Sergeant sich mit seinen Leuten in der Welt herumtreibt, in und bei Bedarf ist nichts von ihm zu sehen. Trotzdem er schon hundertmal da war, muß er das Kunststück fertig gebracht haben, sich zu verlaufen.“

„Er fluchte ingrimisch vor sich hin, dann meinte er: „Was machen wir denn nun?“

Konrith dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „Das beste ist es wohl, Herr Hauptmann, wir marschieren jetzt wieder nach Haus.“

„Es war ihm heiliger und bitterer Ernst mit seinem Vorschlag.“

Aber die Gedanken der Untergebenen sind in den seltensten Fällen auch die der Vorgesetzten, das sollte Konrith auch jetzt wieder erfahren: „Das möchten Sie wohl, Herr Leutnant, das glaube ich, das könnte Ihnen so passen. Aber nein, wir bleiben hier, wir werden hier exerzieren. Griffe und Wendungen üben und die Stellungen unter den verschiedenen Gewehrslagen nachsehen.“

„Ist ja Unsinn“, dachte Konrith, „um den Sauber zu machen, brauchen wir doch nicht hierherzulassen, das hätten wir doch auf dem Schützenhof viel einfacher und viel schöner gehabt.“

Der Adjutant mochte ähnliches denken, er lächelte wieder leise und war Konrith einen verständnisvollen Blick zu. Den aber ging der Hauptmann aus und wurde grob: „Ich muß Sie bitten, Herr Leutnant Böhme, an meinen Anordnungen keine Kritik zu üben, sei es auch nur durch einen Blick, und ich möchte Sie jetzt ersuchen, uns allein zu lassen. Der Dienst beginnt.“

Schweigend legte der Adjutant seine Hand an die Mütze und ritt davon, und der Hauptmann blieb in der denkbaren schlechtesten Laune zurück. Er ärgerte sich, daß der Unteroffizier nicht da war, wo er sein sollte, vor allen Dingen aber darüber, daß der Adjutant heute Morgen zugegen gewesen war, der würde nun alles dem Major berichten und dieser mühte ihn dann ermahnen, in Zukunft seine Feldübungsübungen besser anzulegen.

So fluchte und witterte er den ganzen Vormittag herum, und als er endlich mit seiner Kompanie in der Kaserne wieder ankam, verlangte er als erstes den Sergeanten Bente zu sprechen. Der konnte sich aber auf ein Duzend Liebenswürdigkeiten und mehr gefaßt machen, der sollte Dinge zu hören bekommen, Dinge — Und der Hauptmann freute sich ordentlich schon darauf, wie grob er dem Mann werden würde.

Aber der Sergeant war weise und war nicht zu finden, der trieb sich noch irgendwo im Weltall herum.

„Feldwebel, verstehen Sie das“, erkundigte sich der Hauptmann, „ich stehe hier vor einem Rätsel, wo kann der Mann denn stecken?“

Die Mutter der Kompanie wurde nachdenklich, sie begriff es auch nicht und zog ihr Notizbuch hervor und blätterte in den Akten.

Und mit einem Male bekam der Feldwebel einen ganz furchtbaren Schrecken.

„Was haben Sie denn nun?“

„Ich muß den Herrn Hauptmann um Verzeihung bitten, ich habe mich geirrt. Nach dem Turnus hätte die Übung heute nicht bei Bedarf, sondern bei Abzug sein müssen, und Sergeant Bente, der ebenfalls genau Aufschluß gibt, ist natürlich ganz richtigweise dorthin marschiert.“

Rosalie wickelte vor Vergnügen laut auf, aber sie bekam abermals eins mit der Faust an die Ohren: „Lach nicht, du dummes Vieh!“

Rosalie schwie, und auch der Hauptmann hielt seinen Mund, er war einfach sprachlos.

„Feldwebel, wie ist so etwas möglich? Haben Sie denn den Sergeanten nicht genau instruiert, wohin er marschieren sollte?“

„Leider nein, ich habe ihm nur die Stunde des Abmarsches mitgeteilt.“

„So was kommt von so was“, schalt der Hauptmann, „aber das will ich Ihnen sagen, wenn die Sache dem Bataillon bekannt wird, und wenn ich dann Unannehmlichkeiten habe, dann werde ich Ihnen grob Ihnen ganz allein, verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ Aber trotz dieser Worte machte der Feldwebel ein sehr ungläubiges Gesicht, er wußte am besten, wie unentbehrlich er seinem Herrn war, der würde schon gar nicht den Mut haben, sich mit ihm zu erzürnen.

selbst gesagt, und eingedenk des alten Wortes: „Je eher daran, desto eher davon“, hatte sie gleich am ersten Tage die Einladungen verschickt. Und was sie gefürchtet hatte, war eingetroffen: nicht ein einziger hatte abgefragt. Das trug nicht dazu bei, ihre Freude zu erhöhen, und so ging sie in ziemlich schlechter Laune durch die hellerleuchteten Räume, um nachzusehen, ob auch alles in Ordnung wäre. Jetzt betrat sie den Hofsaal, dort fanden die aus dem Kasino entliehenen Ordonoanzen und ließen sich von dem Diener instruieren, und alle nahmen die Hatten zusammen und legten die Hände vorchriftsmäßig an die Hofenadt, als die Frau Kommandeuse jetzt eintrat.

„Sie wissen alle Bescheid?“ erkundigte sie sich.

Ein fünfjähriges: Zu Befehl, gnädige Frau!“ klang ihr entgegen.

Sie nickte gnädig: „Schön, und ich ermahne Sie nochmals, werfen Sie mir nichts entgegen. Wer Scherben macht, muß die Folgen tragen, und die bestehen darin, daß der Betreffende wegen Ungehorsamkeit als Ordnungszug abgeholt wird. Sie wissen, der Herr Major hat das so angeordnet.“

„Zu Befehl, gnädige Frau.“

Die Frau Major warf noch einen Blick auf die Tafel, dann ging sie wieder hinaus, und heimlich schief eine Ordonoanz die andere an: „Wenn die Olle das wüßte, ein Glas und noch dazu eins von den allerfeinsten hab' ich ja schon taput gemacht.“

Der andere bekam einen Schrecken: „Mensch, um Gottes willen.“

Der andere lächelte pfiffig auf: „Man keine Bange sich, ich hab' alle Splitter fein säuberlich aufgehoben und in die Tasche gesteckt, da soll sie man einfinden.“

Unterdessen hatte die Frau Major den Salon betreten, und gleich darauf erschien auch ihr Gatte: „Nur noch fünf Minuten, Leontine, die Gäste werden gleich kommen.“

„Grüßlich!“ höhnte sie auf.

Der Major mußte unwillkürlich lachen: „Wie hieß es doch auf den Einladungen? Herr und Frau Major von Gebhard bitten, ihnen die große Freude machen zu wollen, bei ihnen zu essen, verleiht Du, Leontine, die große Freude!“

Sie zuckte mit den Schultern: „Was soll man machen? Am liebsten hätte ich geschrieben: „Wir bitten, unsere Einladungen nicht ernsthaft zu nehmen und uns durch Abfragen zu erfreuen“, aber das geht doch nicht.“

Draußen klingelte es an der Etage Thür.

„Wer kommt denn da schon“, schalt die Hausfrau, „wer kann denn wieder mal nicht abwarten, bis es etwas zu essen gibt, einfach widerlich! Na, hoffentlich bleiben die guten Leute nicht zu lange.“

Da öffnete sich auch schon die Thür, und die Hausfrau eilte, die Liebenswürdigkeit selbst, den ersten Gästen entgegen: „Herzlich willkommen, Sie wissen gar nicht, wie außerordentlich ich mich freue, Sie endlich einmal wieder bei uns zu sehen.“

Und ähnliches sagte der Major, aber dem war es ernst mit seinen Worten, der freute sich immer, wenn er Gäste hatte.

„Kunststück“, hatte seine Frau einmal zu ihm gesagt, „Du hast von dem Gesellschaften nur die Untofter ich aber habe die Arbeit.“ Aber diese Worte waren nicht im Stände gewesen, seine Ansicht zu ändern, er war und blieb ein sehr liebenswürdiger Wirt, zu dem alle sehr gerne kamen, um ihm eine Freude zu machen und seine Frau zu ärgern, denn es war ein offenes Geheimnis, daß sie sich über jeden Gast, der absagte, tausendmal mehr freute, als über einen, der erschien.

Den ersten Gästen folgten in kurzen Zwischenräumen die übrigen. Es klingelte fortwährend draußen, denn man erschien mit militärischer Pünktlichkeit. Als einer der letzten kam der Herr Bürgermeister, er sah in seiner neuen Uniform tadellos aus und bot eine glänzende Erscheinung.

Frau von Gebhard war gegen ihn die Freundlichkeit selbst, sie erkundigte sich, wie es ihm im bunten Rod gefiele und hoffte, daß die Dienstzeit ihm viel Freude machen möchte.

Dasselbe hatte sie ihm bei seinem Antrittsbesuch schon einmal gesagt, aber es schabete nach ihrer Meinung nichts, im Gegenteil, wenn er es noch einmal zu hören bekäme, dann müßte er doch zu der Ueberzeugung kommen, daß sie ein aufrichtiges Interesse an ihm nähme.

Es war zehn Minuten nach halb acht, in fünf Minuten sollte zu Tisch gegangen werden, aber Mehrlings schienen noch. Schon wollte die Hausfrau ungeduldig werden, darauf betrat Mehrlings mit ihrem Gast den Saal. Frau Konstanze war eine schöne, elegante Erscheinung, in der Mitte der Dreißiger, groß und schlank gewachsen, mit einem klugen, feinen Gesicht, lebhaften Augen und sehr schönem, dunkelblondem Haar. Und sie verstand es, durch geschmackvolle Toiletten ihr Reizeres in das vortheilhafteste Licht zu setzen. Für heute hatte sie eine graue Robe gewählt und sah pompös aus, das fanden alle, nur Hauptmann Mehrling nicht, der fand sie „aufgeputzt“. Als Wittve seines Bruders hatte sie nach seiner Meinung die feilige Verpfichtung, bis an ihr Lebensende in tieferer Trauer zu gehen, und

kein Mensch war im Stände, ihm diese Idee auszurotten.

Konstanzes Erscheinen erregte einiges Aufsehen, man traf so selten auf Gesellschaften mit Fremden zusammen, noch dazu mit so eleganten.

Gnädige Frau, darf ich Ihnen Herr Hauptmann der Landwehr Schreiber vorstellen? „Unsere“, sehr verehrten Herrn Bürgermeister?“

Mit einem freundlichen Lächeln reichte sie ihm die Hand, die er galant an die Lippen führte.

Der Diener meldete, daß serviert sei, und man ging zu Tisch. Als erstes Paar der Major mit Frau Konstanze, als letztes die Hausfrau mit dem Bürgermeister. Die übrigen Paare führten sich so, wie sie es von den anderen Gesellschaften her gewöhnt waren. Neigungen gab es in der Hinsicht nicht.

Die Stimmung war von Anfang an ziemlich flau, und sie wurde dadurch nicht besser, daß das Essen miserabel war. Die Bouillon schmeckte nach Spülwasser, der Fisch war nicht ganz gut, und das Wild hatte zu viel Hautgout. Die Hausfrau war außer sich, sie selbst hatte vom Kochen keine Ahnung und hatte alles der Köchin überlassen müssen. Denn eine Kochfrau gab es im Sommer nicht. Die beiden weissen Frauen, die im Winter der Diners für die ganze Stadt lochten, waren im Sommer in den großen Hotels der Badeorte.

Die Köchin hatte die heiligsten Eide geschworen es würde alles tadellos werden, und nun hatte sie ihren Eid doch nicht gehalten.

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau“, versuchte der Bürgermeister die Hausfrau zu beruhigen, „ich für meinen Theil finde das Essen ausgezeichnet, und selbst wenn es Ihrem persönlichen Geschmack nicht ganz zusetzt, ich bitte Sie, man kommt doch nicht zusammen, um zu essen, sondern, um miteinander zu plaudern und sich zu unterhalten. Das Essen ist doch etwas ganz Nebensächliches.“

Aber auch diese föhlichen Worte vermochten die Hausfrau nicht zu beruhigen. Aengstlich blickte sie der Reihe nach ihre Gäste an, um festzustellen, was die Wüste für Gesichter machten. Ihren Gatten wagte sie gar nicht anzusehen, der war zwar kein Feind, aber in dem Interesse seiner Gäste war ihm das Beste immer noch nicht gut genug. So fürchtete sie die Szene, die er ihr hinterher machen würde.

Aber sie hätte es gar nicht nötig gehabt, ängstlich zu sein, der Major hatte noch nie so wenig Interesse für das Essen gezeigt wie heute. Er war mit seinen fünfzig Jahren — obgleich er halb das Fest der silbernen Hochzeit feiern konnte, noch immer ein großer Damenfreund, und er bereubte das Schöne, wo er es immer fand. So machte er denn Frau Konstanze auf Teufelsholen den Hof, er überbot sich in Liebenswürdigkeiten, er sagte ihr ein Kompliment nach dem anderen und that was er konnte, um sich ihre Gunst zu erringen. Um ihren Tischern und Gastgeber nicht zu kränken, ging Frau Konstanze scheinbar auf sein Spiel ein, sie blieb ihm seine Antwort schuldig, sie war witzig und geistreich, aber auf fond langweilte sie sich. Was sollte dieser Akt? Der Major in seiner Eigenschaft als Ehemann interessierte sie gar nicht, wäre er Jungegeselle, dann ja, denn sie machte gar kein Geheimnis daraus, daß sie den Wunsch hatte, sich wieder zu verheirathen. Bei ihrem Vermögen fehlte es ihr nicht an Bewerbern, aber sie war wählerisch, sie wollte nicht nur des Geldes wegen verheirathet sein, und vor allen Dingen wollte sie einen Mann haben, der ihr durch seine Erscheinung, durch sein ganzes Wesen und durch seine Stellung imponierte. Und diesen Mann glaubte sie plötzlich in dem Bürgermeister gefunden zu haben. Schon als er ihr vorgestellt wurde, hatte er ihr gefallen, und dieses Gefallen wuchs, je länger und je öfter sie ihn ansah.

So schickte sie denn das Ende der Tafel herbei, und kaum war man endlich aufgestanden, da nahm sie ihn sofort in Beschlag. Sie sagte ihm einige Komplimente, wie sich die Stadt, seitdem sie nicht hier gewesen sei, unter seiner Verwaltung „verschönert“ habe, wie so manches viel besser und großstädtischer geworden wäre und wie sie glaube, daß sich noch vieles ändern würde.

Im allgemeinen war der Bürgermeister für Schmeicheleien aus dem Mund einer Frau wenig empfänglich, aber alles, was Frau Konstanze sagte, klang so offen und ehrlich, und gewissermaßen auch so sachlich, daß er sofort von ihr eingenommen wurde. Auch seine Augen hatten sie bei Tisch zu wiederholten Malen gefaßt, und er freute sich aufrichtig, jetzt mit ihr plaudern zu können.

„Sie rauchen nicht, Herr Bürgermeister?“ fragte sie. „Wollen Sie nicht dem Beispiel der anderen Herren folgen und sich für den Rest des Abends bei der Cigarette niederlassen?“

„Ich möchte Sie nicht zurückhalten.“

Er verbeugte sich ritterlich. „Der Genuß, den der Tabak uns bereitet, ist tausendmal leichter zu entbehren, als der Genuß, eine schöne Frau bewundern und sich mit ihr unterhalten zu dürfen.“

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Bürgermeister“, und dann erkundigte sie sich nach seinem früheren Leben und nach tausend anderen Dingen.

Er stand ihr Rede und Antwort, für alles hatte sie Interesse, und so unterhielt sie sich so lebhaft, daß sie die anderen ganz vergaßen.

„Kokettes Frauenzimmer.“

Hauptmann Mehrling drümmte es ingrimisch vor sich hin, er hatte zwar im stillen selbst die Empfindung, daß er seiner Schwägerin mit diesen häßlichen Worten bitter unrecht that, denn sie war zwar lustig und lebensfroh, aber alles Kokette lag ihr vollständig fern. Aber das war in diesem Augenblick ganz einerlei. „Wenn mein verstorbenen Bruder es mit ansehen könnte, wie seine Wittve taum fünf Jahre nach seinem Tode sich hier der Hof machen läßt, er würde sich im Grabe umdrehen.“

Er hatte seinen Bruder über alles geliebt, es verging kein Tag, an dem er nicht an ihn dachte, an dem er nicht von ihm sprach, und er begriff nicht, wie die Wittve etwas anderes thun konnte, als bis an ihr Lebensende über den unersetzlichen Verlust zu weinen.

Aufliegend und brummend wollte er sich in das Rauchzimmer zurückziehen, da fielen seine Augen auf seine Tochter Kelly, die mit dem Adjutanten Böhme im lebhaftesten Gespräch in einer Ecke stand.

„Auch das noch“, fluchte er in sich hinein.

Er wußte nicht wie es kam, aber jedesmal, wenn er den Adjutanten sah, bekam er einen Wuthanfall.

Besonders in den letzten Tagen seit der unglücklichen Felddienstaube. Der andere schien dem Major nichts gesagt zu haben, wenigstens hatte der Major darüber verlaunten lassen, aber daß Böhme geschwiegen, erfüllte den Hauptmann in der Stimmung, in der er sich befand, erst recht mit Wuth. Warum hatte er dem Major nicht alles erzählt? Wollte er ihm damit zeleben: ich bin gar nicht dein Feind, wie du glaubst? Warum hatte er geschwiegen? Wollte er ihm damit sagen: du bist mir gewissermaßen zu Dank verpflichtet. Ich hätte dir einen mörderischen Anspitz befragen können, aber ich habe es nicht gethan?

Und zu allem, was der Adjutant ihm gethan, kam nun noch, daß er sich mit seiner Tochter unterhielt. Er hatte bei Tisch erleichtert aufgetaucht, als er sah, daß Böhme kein Kind nicht schämte, was hatte er jetzt mit ihr so intim zu sprechen? Gehörte er nicht ins Rauchzimmer? Er trauchte doch sonst den ganzen Tag, warum jetzt nicht?

Daß der Bürgermeister seiner Schwägerin den Hof machte, konnte er nicht verhindern, die beiden waren erwachsen und konnten thun, was sie wollten, aber bei seinem Kind war es etwas anderes, und so trat er denn ganz plötzlich auf die beiden zu.

Aber sein Erscheinen bewirkte das Gegenteil von dem, was er erwartete hatte. Er glaubte, der Adjutant würde erschrocken zurücktreten und die erste Gelegenheit benutzen, in das Rauchzimmer zu flüchten, und ebenso hatte er geglaubt, daß seine Kelly erschrecken würde, denn erst gefiern hatte er ihr aufs neue streng verboten, länger als unbedingt nötig mit dem Adjutanten zu sprechen.

Aber die beabsichtigte und erwartete Wirkung blieb aus, die beiden plauderten ruhig weiter, und als Hauptmann Mehrling sich zu ihnen gesellte, lehnte sich Kelly an ihren Vater und schob ihren Arm unter den seinen. „Wie schön, Papa, daß Du kommst! Wir sprachen gerade darüber, ob Du mir wohl erlauben würdest, mich in der nächsten Woche an einer großen Segelpartie zu beteiligen, die Leutnant Konrith veranstaltet. Es fahren mehrere Boote, und ich würde mit Leutnant Konrith und Leutnant Böhme im selben Boot segeln. Nicht wahr, Papa, Du erlaubst es mir?“

Der hatte einen dunkelrothen Kopf bekommen. „Ich denke ja gar nicht daran“, stieß er hervor.

Kelly sah ihren Vater groß an. „Aber warum denn nicht, Papa? Die beiden Herren werden schon aufpassen, daß mir nichts passiert, und außerdem kann ich ja schwimmen. Wie Du selbst behauptest, besser als irgendeiner in Deiner Kompanie, also was könnte mir da zustofen?“

„Ist mir ganz egal, ob Du schwimmen kannst oder nicht, damit Bunttum“, und er machte sich von seiner Tochter frei und ging in das Nebenzimmer.

Ueber das Gesicht des Adjutanten flog ein triumphirendes Lächeln. „Habe ich es Ihnen nicht im voraus gesagt, gnädiges Fräulein? Sie hätten meinen Namen nicht nennen dürfen, dann hätte Ihr Vater sicher seine Einwilligung gegeben.“

Kelly war über die unfreundliche Art und Weise, in der ihr Vater ihren Wunsch abgeschlagen hatte, ganz verlegen geworden, und ein brennendes Roth bedeckte noch jetzt ihr jugendliches, hübsches Gesicht, als sie nun sagte: „Ich möchte nur wissen, was Papa gegen Sie hat.“

Er zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht, ich bin mir keiner Schuld bewußt. Auf jeden Fall verzichte ich jetzt aber auf die Theilnahme an der Segelpartie.“

„Das erlaube ich unter keinen Umständen.“

„Aber gnädiges Fräulein“, sagte er, „Sie glauben doch selbst im Ernst nicht, daß ich misfaule und dann heftig darüber denken muß, wie Sie

meinetwegen zu Hause sitzen! Das gibt es doch nicht. Ich will Ihnen selber gesehen, daß mir die Partie ohne Sie gar kein Vergnügen bereitet und außerdem sagte ich meine Theilnahme nur deshalb zu, um Sie vor dem Tode des Ertrinkens zu retten. Aber seitdem ich weiß, daß Sie schwimmen können, bin ich beruhigt.“

Sie sah ihn ganz erstaunt an. „Ich verstehe Sie nicht.“

„Aber gnädiges Fräulein“, meinte er belüßigt, „die Sache ist doch sehr einfach. Konrith hat ein sehr schönes Segelboot, er hat einen sehr schönen neuen Sportanzug, er hat alles, was zum Segeln gehört, nur hat er vom Segeln selbst nicht die leiseste Ahnung. Ich gebe jede Wette ein, daß er bei der ersten Sandbank aufrennt und umkippt.“

Sie schüttelte den Kopf. Das glaube ich denn doch nicht. Herr Leutnant Konrith hat mir erzählt, daß er Unterricht im Segeln genommen hat.“

„Unterricht nimmt mancher, aber man lernt nicht immer etwas dabei.“

Sie sah ihn etwas ängstlich an. „Glauben Sie wirklich, daß es ein Unglück gibt? Dann will ich doch lieber zu Hause bleiben oder mich wenigstens in ein anderes Boot setzen.“

„Zu dem letzteren rathe ich Ihnen entschieden, sicher ist sicher, aber thun Sie mir den Gefallen und sagen Sie vorläufig Konrith nichts davon, daß Sie Ihren Entschluß ändern, denn er wäre im Stände die ganze Partie aufzugeben, und das wäre schade, denn die andern freuen sich alle darauf.“

Sie stimmte ihm bei. Den wahren Grund, weshalb er sie bot, noch nicht zu sprechen, verriet er nicht. Böhme fand heute Kelly schöner und liebenswürdiger denn je, und mit wachsendem Mißtrauen hatte er beobachtet, wie Konrith heute um sie geworben hatte. Vergewens hatte er nach einem Mittel gesucht, den Rivalen zu verdrängen. Da war dieser auf den Gedanken gekommen, eine Segelpartie zu arrangieren, und seiner hatte so freudig zugestimmt wie Böhme, denn er wußte besser als alle andern, daß Konrith von diesem Sport ebensowenig Ahnung hatte wie von den andern brotlosen Künsten, die er trieb. Er wußte, Konrith würde sich unsterblich blamieren und ausgelacht und verhöhnt werden. Und von dem Mißtrauen an brauche er ihn als Rivalen nicht mehr zu fürchten.

In diesem Moment kam Konrith aus dem Nebenzimmer mit einem Blatt Papier in der Hand und trat auf sie zu. „Famos, ganz famos, die Sache macht sich. Wir werden im ganzen sechs Boote, die Besetzung derselben sieht fest, und nicht wahr, gnädiges Fräulein, es bleibt bei der Verabredung, Sie können mir die Auszeichnung, mit mir zu segeln.“

Kelly tauchte mit Böhme einen schnellen Blick, dann sagte sie: „Gewiß, ich habe es Ihnen ja versprochen!“

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein!“ Und ausführlich entwickelte er ihnen sein Programm, wor sich beteiligen würde, wie die einzelnen Boote segeln würden, wo der Start sei, welche Preise ausgekehrt worden wären, und wo das Picknick im Freien stattfinden sollte. Er war für seinen Plan ganz Feuer und Flamme und eilte bald wieder davon, um auch die anderen zu unterrichten.

„Ein ganz sonderbarer Heiliger“, meinte Böhme, ihm lächelnd nachsehend.

„Warum“, fragte Kelly, „ich finde es sehr nett, daß er für den Sport so viel Interesse hat.“

Böhme merkte, daß er mit seinen Worten nicht das Richtige getroffen hatte, er war auf dem falschen Weg um Konrith bei ihr auszustehen, nicht er durfte Konrith in ihren Augen lächerlich machen, das müßte dieser selbst besorgen. So brachte er das Gespräch auf etwas anderes.

Mit dem Glodenschlag elf Uhr erreichte die Gesellschaft ihr Ende. Länger blieb man bei solchen Gelegenheiten nicht zusammen, und während die Junggesellen noch in den Club gingen, um dort ein Glas Bier zu trinken, suchten die verheiratheten Familien ihre Wohnungen auf. Droschken

gab es in der kleinen Stadt nicht, aber sie waren um diese Stunde nur sehr schwer und für theures Geld zu haben, so benutzten denn alle die letzte Pferdebahn, die Abends um elf Uhr von der Endstation aus zum Stall fuhr. Nur Mehrlings gingen zu Fuß, sie hatten nur wenige Minuten zu gehen, und alle freuten sich, bei dem schönen Wetter einen, wenn auch nur kurzen Spaziergang machen zu können.

4. Kapitel.

Mit hingendem Spiel kam das Bataillon vom großen Exerzierplatz zurück, und an der Spitze der Truppe ritt hoch zu Ross, das gezeigene Schwert tottet auf den rechten Oberarmel gestützt, der Herr Bürgermeister. Was Tage lang hatte er sich den Dienst angeeignet und gewissermaßen als Zuschauer gelernt; seit aeltern früh führte er nun unter der Oberaufsicht des Herrn Major von Gebhard das Bataillon selbstständig, und heute Morgen hatte er es zum erstenmal exerzieren lassen.

Als er sich heute Morgen in aller Herrgottsfrühe auf dem Kasernenhof in den Sattel schwang und die fünfshundert Mann, die vier berittenen Hauptleute und die vielen Leutnants sah, die alle seiner Befehle harnten, da war ihm ganz miserabel zumuthe geworden, er hatte sich gefaßt: „Man kann sich schon mit drei Leuten, die man über einen Pinnstein führen soll, bis zur Bewußtlosigkeit blamieren, wie wird es mir da mit diesen laufenden Soldatenbeinen ergehen, die ich alle in Bewegung setzen soll, und zwar so, daß sie sich gegenseitig nicht umrennen?“

Aber es war gegangen, sogar besser, als alle zu hoffen gewagt hatten. Ein und wieder war ihm natürlich ein kleiner Irrthum unterlaufen, aber im großen und ganzen hatte die Sache derartig geklappt, daß nicht einmal die Mannschaften über den Landwehronfronten lachten. Die sagten sich: „Der Mann hat eine Ahnung, zwar noch keine allgroße, aber doch immerhin eine gewisse“, und so hatten sie sich Mühe gegeben, ihm seine Aufgabe zu erleichtern; und auch seine Persönlichkeit hatte den Leuten imponirt, vor allen Dingen auch, da er reiten konnte und ein anständiges Pferd besaß.

So hatte der Bürgermeister in jeder Hinsicht sehr gut abgeschnitten, und freudig und stolz lächelnd grüßte er nach allen Seiten, denn überall hatten sich die Heften geöffnet, jeder wollte das Stadtoberhaupt einmal hoch zu Ross an der Spitze des Bataillons sehen. Das war beinahe ein Ereignis, als wenn die Truppe aus einem siegreichen Feldzug zurückkehrte.

An der Seite des Bürgermeisters ritt Leutnant Böhme, und es war ein schöner Anblick, die beiden stolzen Gestalten hochaufgerichtet zu Pferde zu sehen.

Auf dem Balkon der Mehrlingschen Wohnung standen Frau Konstanze und Kelly, und beide grüßten sehr freundlich und winkten mit der Hand, als die Herren jetzt hinaufkavalierten. „Ein schönes Menschenkind“, meinte der Bürgermeister zu seinem Adjutanten gemandt.

„Die ältere aber die jüngere?“ fragte Leutnant Böhme.

„Natürlich immer die jüngere. Aber nein, beruhigen Sie sich nur“, lachte der Bürgermeister, als er den verblühten Gesichtsausdruck seines Adjutanten sah, „ich will Ihnen da den Rang nicht streitig machen. Fräulein Kelly ist gewiß ein sehr hübsches, liebenswürdiges junges Mädchen, aber für mich kommt doch nur Frau Konstanze in Betracht.“

Unerwartet sah Böhme den Herrn Bürgermeister von der Seite an, und der hatte den Blick bemerkt.

(Fortsetzung folgt.)

Der New Yorker Neuroarzt Dr. Cetafinski behauptet, daß die Frauen zu viel sprächen und insfolgedessen nervenleidend würden. Wenn der gelehrte Herr die alten Klassiker aufmerksam lesen wollte, würde er finden, daß die Frauen auch schon in grauer Vorzeit recht unterhaltlich waren. Die weiblichen Nervenleiden müßten somit schon recht ehrowürdigen Datums sein.



„... Ich sag' euch, Kinder, ein jeder Gläubiger ist von Natur aus unverschämte. Entweder will er sein Geld hergeben, oder er will es wieder haben.“